

Kurt Oesterle

Plötzlich war da dieser Riss

Der Verwaltungsbeamte Kurt Müller und wie sein Sohn,
der Dichter Heiner Müller, ihn sah

Am Ende seines Lebens hätte Heiner Müller mit seinem Vater gerne ein Totengespräch geführt. Um sich zu entschuldigen. Der Vater war ein Linker gewesen. Der Sohn verstand sich zeitlebens gleichfalls als Linker. Was hatte die beiden dennoch getrennt? Die Antwort: vor allem der Stalinismus der frühen DDR. 1951 floh Kurt Müller in die Bundesrepublik, seine Frau und sein jüngster Sohn folgten ihm. Sohn Heiner blieb im Osten, vollkommen einverstanden mit dem SED-Staat. Von Zeit zu Zeit, auch nach dem Mauerbau, konnte er die Eltern besuchen. Kurt und Ella Müller hatten sich im baden-württembergischen Reutlingen niedergelassen, zuerst zur Untermiete gewohnt, dann ein eigenes Haus gebaut. Heiner Müllers Vater arbeitete anfangs bei einer gemeinnützigen Wohnbaugesellschaft, schließlich beim Regierungspräsidium im nahen Tübingen. Der Sohn konnte in ihm lange nur einen saturierten Beamten sehen. Dabei übersah er in seiner später von ihm selbst beanstandeten „Funktionärshaltung“, welches Drama der Vater durchleiden musste, als er Wiedergutmachung für alle Schäden forderte, die ihm die Nazis zugefügt hatten. Kurt Müller, der Widerstand gegen beide deutsche Diktaturen geleistet hatte, starb am 18. März 1977 mit 74 Jahren. Als Heiner Müllers Mutter Ella Anfang der achtziger Jahre ihr Reutlinger Haus verkaufte und in die DDR zurückging – der jüngere Sohn war schon vorausgegangen –, nahm sie die Urne ihres toten Mannes mit.

Noch im Tod musste er den Vater kritisieren. Als Heiner Müller im Frühjahr 1977 nach Reutlingen kam, um seinem Vater die letzte Ehre zu erweisen, da sah er den bereits Eingesargten so: „Ich kam zu spät, um ihn sterben zu sehen. Sein Gesicht trug einen Ausdruck von Verachtung, wie Macht über Menschen, an Schreibtischen ausgeübt, ihn Gesichtern aufprägt. Oder war im Todeskampf die Ironie, seine Waffe der Ohnmacht gegen die Enttäuschungen seines Lebens in der Po-

litik, zu der Maske des Hochmuts geronnen, die meine Trauer abwies.“ Sonst weiß er rückblickend nichts von der Beerdigung zu berichten, höchstens dass die Mutter ihm gesagt hatte, auch die VVN, die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, bei der der Vater Mitglied gewesen war, habe einen Kranz geschickt: ohne Schleife und Absender, um den Ruf der Familie zu schonen. Offen durfte der Tote dagegen von seiner Partei geehrt werden, der SPD, der er seit 1923 angehört hatte und für deren Reutlinger Ortsverein er als Kassierer tätig gewesen war.

Die Erinnerung an die Beerdigung seines Vaters hat Heiner Müller erst fünfzehn Jahre später niedergeschrieben; der Text, der daraus hervorging, wurde aus dem Nachlass veröffentlicht. Erst kurz vor seinem eigenen Tod also ist ihm bewusst geworden, was mit seinem Vater unter den Boden kam: „das Gespenst meiner Kindheit, mit meinen schreckgeweiteten Augen, dem vom Weinen verzogenen Mund, dem gefrorenen Salz meiner Tränen.“ Das klingt nach einem von den Eltern verursachten Kinderleid. Doch Heiner Müller meint es anders. Sein Vater war ihm ein guter Vater gewesen, das wusste er nicht erst im Alter: Die Ballade von den Königskindern ließ er immer gut ausgehen, damit der kleine Heiner nicht weinte. Er sang dem Sohn Lieder vor: „Warum weinst du, arme Seele, / vor der himmlischen Tür?“ Oder machte ihn mit Grimmelshausens „Simplizissimus“ vertraut. Seine illustrierte Casanova-Ausgabe tauschte Kurt Müller bei einem Kollegen gegen Schiller- und Hebbel-Bände ein, von denen er glaubte, dass sie dem Sohn förderlicher seien. In seiner gesprochenen Autobiographie „Krieg ohne Schlacht“ sagt Heiner Müller: „Von da an wollte ich Stücke schreiben. Die Schule konnte mir die Klassiker nicht mehr verderben, weil ich sie schon kannte.“ Verboten war ihm vom Vater nur Edgar Allan Poes „Die Abenteuer des Gordon Pym“, wegen der Kannibalismus-Motive.

Kurt Müller war ein freiheitlicher, antiautoritärer, demokratischer Sozialist. Als sein Sohn Heiner, der Linkshänder, in Vorbereitung auf die Schule notgedrungen das Schreiben mit der rechten Hand lernen musste, besorgte sein Vater ihm einen Lehrer, der es ihm zwanglos beibrachte. Glücksmomente erlebte der Sohn, wenn der Vater ihm erlaubte, „auf einer Terrasse mit Weinlaub“ bei Gesprächen mit Freunden anwesend zu sein. Gespräche, von denen er „nichts verstehen musste“, um zu wissen, dass es gute Gespräche waren. „Du hast Dich